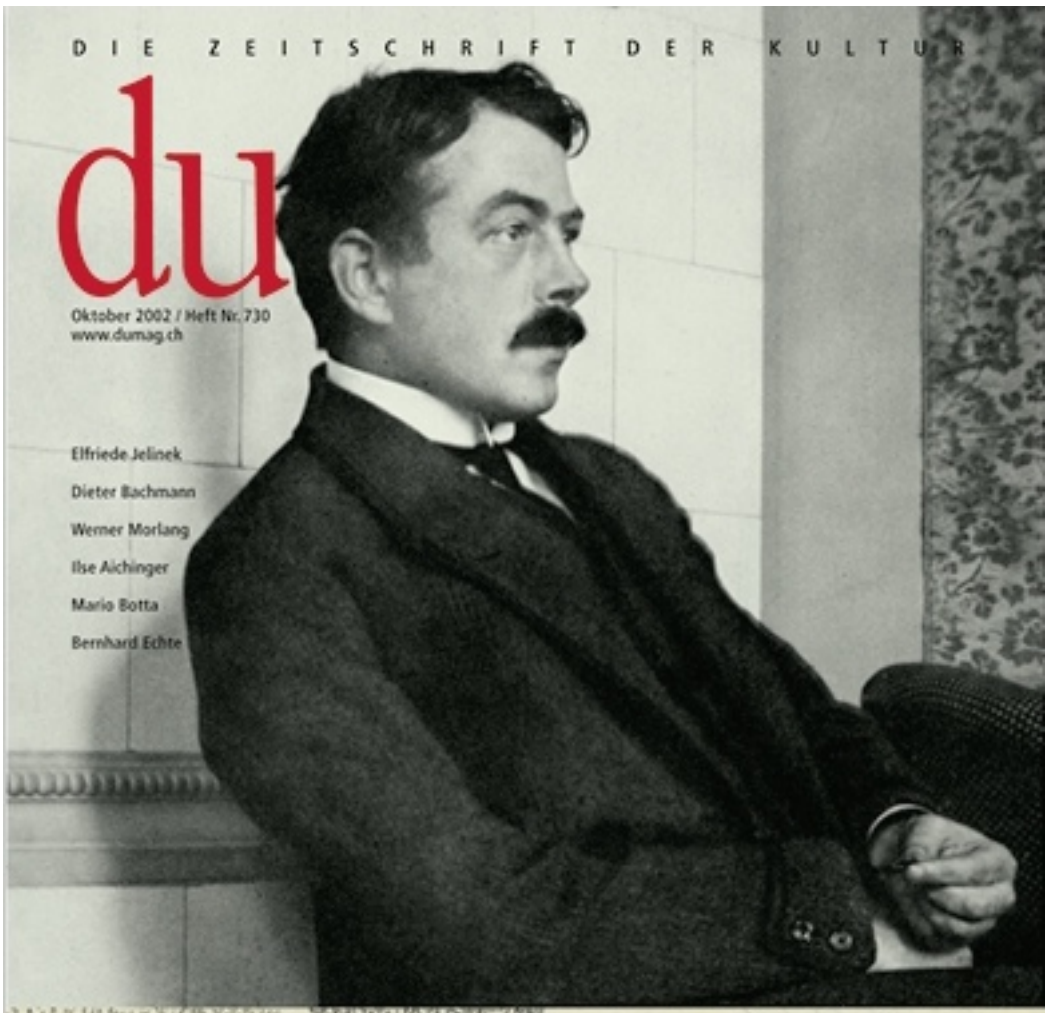
DIE ZEITSCHRIFT DER KULTUR

du

Oktober 2002 / Heft Nr. 730
www.dumag.ch

Elfriede Jelinek
Dieter Bachmann
Werner Morlang
Ilse Aichinger
Mario Botta
Bernhard Echte



47

ROBERT WALSER.
AUS DEM BLEISTIFTGEBIET

hinterland

«du» Nr. 730 JOURNAL DES DORFES UND DER WELTEN Oktober 2002

11. SEPTEMBER 2001

PAKISTAN – DIESE WUNDE INDIENS

Aziz sagt: «Ich glaube, wir leiden immer noch an einer geistigen Sperre.» Aziz ist Manager in einem pakistanischen Software-Unternehmen. In seinem Büro in Karachi überlegt er sich, wie die pakistanische Informatikbranche mehr Aufträge von ausländischen Kunden gewinnen könnte. Seine Gedanken kreisen um die Frage, wie es den Indern wohl gelingen konnte, sich an die Weltspitze zu programmieren. Indische Informatiker wollen zu den Besten gehören. Das ist alles. Anders die Pakistaner. Sie wollen nicht zu den Besten gehören, sondern nur gleich gut wie die Inder sein. Sie quälen sich mit der Frage, warum Indien weltweit angesehen, erfolgreich und mächtig ist, während ihr eigenes Land als rückständig und unattraktiv gilt und die Regierung im Verruf steht, den islamistischen Terrorismus zu fördern.

Indiens politisch dominierende Falken lassen im Falle Pakistans keine Unterscheidung zwischen Land und Regierung gelten. Für sie ist Pakistan ein terroristischer Staat, der es auf die Alleinherrschaft über Kaschmir abgesehen hat. Ved Marwah, früherer Antiterrorismusberater der indischen Regierung und Autor des Buches *Uncivil Wars,* weiss, dass auch Indien seinen Teil der Verantwortung trägt, wenn die beiden Länder bis heute keinen Frieden geschlossen haben. Denn: Wie soll man Terroristen isolieren und ihnen die Sympathien jener abwerben, deren Interessen sie zu vertreten meinen, wenn man diese genauso als Terroristen behandelt? Schlimmer noch: Wenn es sich um einen Nachbarstaat handelt, der sich mit der Zeit an solche Behandlung gewöhnt und anfängt, einen Terroristen zu mimen? «Dann wird dieser Nachbar», so Ved Marwah, «zu einem lästigen Problem, das man am liebsten abschütteln würde. Aber es gelingt einem nicht.» In der Tat, das von Indien abgespaltene, aber untrennbare Pakistan ringt seit seiner Entstehung um Gehör und Gleichbehandlung durch sein Mutterland.

Ende des Zweiten Weltkrieges – Indiens Stunde der grossen Hoffnung auf Unabhängigkeit, auf Befreiung vom kolonialen Joch der britischen Krone: Unter Indiens Politikern hebt ein fataler Kampf um die Macht an. Während sie in den Parlamentshallen mit Winkelzügen und Rhetorik einander ideologische Schlachten liefern, massakrieren sich auf den Strassen ihre Anhänger: Hindus, Muslime und Sikhs, die zuvor noch stolz darauf waren, friedlich Tür an Tür zu wohnen, erklären nun, dass sie nicht länger zusammenleben wollen. Mitte 1947 verlassen die britischen Kolonialherren das alte Indien, aus welchem zwei neue Nationalstaaten entstehen: das säkulare, von Hindus dominierte Indien und das für die indischen Muslime bestimmte, jedoch laizistische Pakistan.

Pakistans Staatsgründer, Mohammad Ali Jinnah (1876–1948), weder im muslimischen Glauben geboren noch gar ein Anhänger orthodoxer Auslegungen des Islams, setzt sich während der Unabhängigkeitsbewegung und auch noch zur Zeit der Strassenschlachten für ein freies, geeintes Indien ein. Doch er und Mahatma Gandhi verstricken sich in scheinbar unversöhnliche Meinungsverschiedenheiten. Von Krankheit geschwächt, dem Druck konservativer Muslime nachgebend, ändert Jinnah seine Gesinnung und setzt sich fortan für die Gründung eines eigenen Staates für die indischen Muslime ein. In den Monaten vor und nach Mitte August 1947 setzt eine von weiterer Gewalt gezeichnete Völkerwanderung ein. Millionen von Indern suchen auf der einen oder anderen Seite ein neues Zuhause.

Diejenigen, die ins neue Indien ziehen oder schon dort sind, nennen sich weiterhin Inder. Sie behalten ihren kulturellen Reichtum, ihre Namen, ihre Identität. Diejenigen dagegen, die im Gebiet des heutigen Pakistan geboren sind und hier bleiben, können sich nicht mehr als Inder bezeichnen. Als Kinder lernten sie zwar, dass sie einer reichen Kultur angehören, sich von dieser 1947 aber trennen mussten. Diejenigen Inder, die in das neu gegründete Pakistan ziehen, wissen zwar, dass sie von nun an keine Inder mehr sein können oder es nicht mehr sein wollen. Aber sie haben keine Vorstellung davon, was es heissen mag, Pakistaner zu sein. Sie streifen eine Identität ab, ohne eine neue bereit zu haben. Sie

INHALTSVERZEICHNIS

11. SEPTEMBER 2001. Waseem Hussain 13
KINO. Jörg Kalt 15
VERREISEN. Helga Leiprecht 16
EXPO.02. Maja Peter 17
ABART. Marlene Streeruwitz 17
UNTER WELTEN. Bruno Steiger 19
FOTOREPORTAGE. Rainer Kamm 20
DIARIUM. Hans Gysi 22
TRANSISTOR. Gerwig Epkes 23
KATALOG VON ALLEM. Peter K. Wehrli 23
NO NEWS. Georg Brunold 23

überqueren eine Grenze, die es früher nie gegeben hat, und stehen auf einmal nackt da. Ihren Nachkommen erzählen sie, was für ein erfülltes Leben sie einst im alten Indien geführt haben, doch dass all dies längst verloren sei. Wenn sich junge Pakistaner heute nach ihrer kollektiven Identität erkundigen, wird die Nationalhymne angestimmt. Ein Lied, das von einem Land mit unbegrenzten Möglichkeiten und einer leuchtenden Zukunft erzählt. Doch ihre Eltern leben ihnen Identitätslosigkeit vor. Das Gefühl, es mangele ihnen an festem Stand auf nährendem Boden. An Halt.

In ihrer Nacktheit erröten die Pakistaner vor Scham, folgen ihren verwundeten, entzweiten Herzen und versuchen, auf der anderen Seite der Grenze das alte Gewand zu ergreifen. Dabei scheitern sie an ihrem Unwillen, Inder zu sein. Also wenden sie sich Mohammad Ali Jinnah zu, dem mythologisierten Über-Pakistaner, den sie bis heute als *Quaid-e-Azam*, als Grossen Führer der Nation, verehren. Ihm, der irischen Whisky schätzte, leidenschaftlich gerne Billard spielte, am liebsten Nadelstreifenanzüge trug und der den Glauben zur Privatsache erklärt hatte, der aber auf Gemälden und Banknoten nur in traditionell islamischer Kleidung und mit der Aura eines rechtgläubigen Muslims zu sehen ist.

Um sicher zu sein, dass sich all ihre Landsleute am selben Mythos orientieren, sehen die Pakistaner am Unabhängigkeitstag genau hin. Was trägt der Nachbar: eine westlich geschneiderte Hose und darüber ein Hemd? Dann ist er kein Patriot. Die fahnenschwingenden Jungen rufen ihm zu, he, was läufst du herum wie ein Weisser! Geh nach Hause und zieh ein Shalwar-Kamis an! In der Tat ist in Pakistan der 14. August ein Tag der Pluderhosen mit langem Hemd. Ein Tag, an welchem Eltern ins Grübeln geraten, weil sie vergessen haben, wie das beliebte runde Spielzeug in ihrer Muttersprache heisst und daher ihre Kinder mit einem englischen *ball* spielen lassen. Ein Tag, an dem man in den Quartierstrassen wundervolle Düfte einatmen kann, weil Frauen, statt die fabrikgefertigten Gewürzmischungen zu verwenden, sich an die mündlich überlieferten Rezepte ihrer Grossmütter erinnern.

An allen anderen Tagen des Jahres ist alles genau umgekehrt. Kommt jemand in traditioneller Kleidung ins Büro, hält man ihn für unzeitgemäss. Sein pakistanischer Universitätsabschluss gilt ihnen nichts. Wenn er gutes Urdu frei von englischen Floskeln spricht, belächeln sie ihn als Schöngeist. Er gilt als Antipatriot, denn er steht dem Fortschritt seiner Nation im Wege. An diesen Tagen war für sie der 11. September 2001 eine Abscheulichkeit. Doch am Unabhängigkeitstag ist es den Amerikanern recht geschehen!

Pakistans heutiger Staatschef, Pervez Musharraf, weiss um das Wesen des geforderten Patriotismus, um Sein und Schein, um die politischen und gesellschaftlichen Rahmenbedingungen. Er nutzt dies, um seine Macht zu erhalten, und unterlässt nichts, um noch mehr Macht bei sich zu konzentrieren. Er ist ein Mann des Militärs und hat hinlänglich bewiesen, dass der Kasernendrill bei ihm die gewünschten Spuren hinterlassen hat – als er noch höchster Armeegeneral war, fiel er mit seinem Heer in Kaschmir ein (und zog nach einer peinlichen Niederlage wieder ab). Aber Musharraf kennt die Wunden seiner Nation, sind es doch seine eigenen.

Geboren in Delhi, kam er während der Trennung Indiens und Pakistans als Jugendlicher nach Pakistan. Als er im Juli 2001 in Indien auf Staatsbesuch war, sagte er: «Es ist, als kehrte ich heim.» In seinen öffentlichen Auftritten beharrte er auf den Gemeinsamkeiten der beiden Länder und trat in dieser Manier, wo er nur konnte, als selbstbewusster, gleichwertiger Partner Indiens auf.

Im vergangenen Juli besuchte Musharraf Bangladesch, das einstige Ostpakistan. Als 1971 der östliche Teil nach Unabhängigkeit strebte, versuchte die Regierung dies mit einer hinterhältigen und mörderischen Militärinvasion zu verhindern. Der Versuch misslang, Bangladesch entstand, und Pakistan erlebte eine weitere Abspaltung. Musharraf unterliess es nicht, an der Gedenkstätte für die Gefallenen dieses Krieges einen Kranz niederzulegen und zu erklären: «Ich möchte den Menschen Bangladeschs sagen, dass ich

die tragischen Ereignisse, die auf beiden Seiten tiefe Wunden hinterlassen haben, zutiefst bedauere.» Diese Handlungen sind Musharrafs Versuch, Pakistan aus der geistigen und emotionalen Sackgasse zu führen. Über seine Erfolgsaussichten entscheidet das pakistanische Volk. Es wählt diesen Oktober seine politischen Vertreter neu.

WASEEM HUSSAIN ■